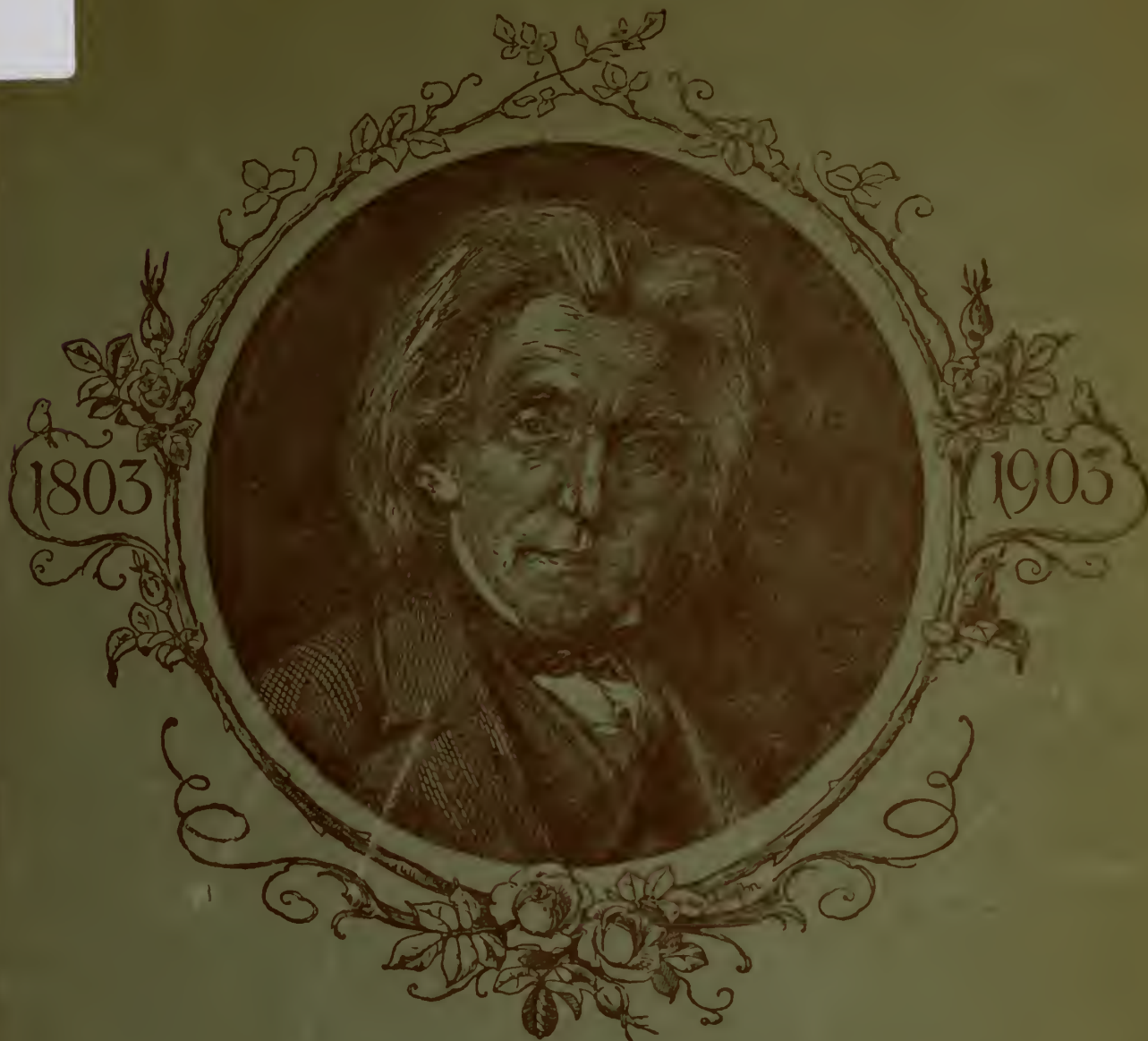


7b  
85-B  
6165



# Ludwig Richter-Gabe

Eine Auslese aus den Werken des Meisters  
mit Text von Ferdinand Uoenarius  
Herausgegeben vom Leipziger Lehrerverein



# Ludwig Richter-Gabe

Eine Auslese  
aus den Werken des Meisters,

mit Text von

Serdinand Avenarius

Herausgegeben

vom

Leipziger Lehrer-Verein

Elfte Auflage



Leipzig  
Verlag von Alphonse Durand  
1905





Zeit Ludwig Richter geboren ward, ist nun ein Jahrhundert deutscher Kunst vergangen. Auf ganz andere Weise als alles, was heute gerad' in der Mode ist, rauscht der unanfringliche leise Gesang aus seinen Blättern. Und von wie vielen erzählt er, was vergangen ist, von Sagen und Sitten, von Dörfern und Städten, von Hüllen und von Seelen, wie sie nicht mehr sind. Aber trotzdem! „Mir ist, als ob ein Rauschen im Wald von alten Zeiten spricht, mir klingt das Rauschen süß und traut, ich lausch ihm immer noch“, liegt darin all seine Wirkung? Wir lächeln, wenn uns der Gedanke entgegentritt, als erfreuten wir uns Ludwig Richterscher Bilder nur wie alter Geschichten. Nein, als gegenwärtiges Leben sprechen sie noch heute zu uns. Wie kommt das?

Aus dem Zeichnerischen oder Malerischen, aus dem „Vortrage“ allein doch wohl kaum. Es sei ferne von uns, die Bedeutung der Technik zu unterschätzen, der künstlerischen Handschrift, die uns von den geheimen Bewegungen im Geiste dessen, der sie schreibt, so manches verrät, was sich auf andere Weise von Seele zu Seele überhaupt nicht vermitteln läßt und was uns beim eigentlichen Zeichner von Gottes Gnaden entzücken mag. Richters Handzeichnungen überraschen durch ihre Feinheit oft den, der nur Holzschnitte nach ihnen kennt, aber zu den Größen der Zeichenkunst gehört er doch sicherlich minder, als mancher andere. Wer, der seine Arbeiten unbefangen genießt, wer insbesondere, der nicht gerade Kunstkenner oder Künstler ist, dächte überhaupt dabei an dieses Können, das so bescheiden seinem Gegenstande folgt, das niemals auch nur mit dem leisesten Blinzeln winkt: sich, was mein Stift vermag. Es muß ein anderer Reichtum sein, aus dem wir bei dieser Kunst immer noch schöpfen können.



Wer sich Richtersche Bilder oberflächlich beseht, der mag wohl sagen: je nun, seine Gegenstände, die machen's halt, vom „stofflichen Interesse“, von dem kommt's her, und es hat auch wirklich an Leuten nicht gefehlt, die das gesagt haben. Sonderbar nur, daß so ziemlich ein jeder seiner tausend Gegenstände auch Duzende von Malen von anderen dargestellt worden ist, die jetzt für uns stumm geworden sind, während Meister Ludwig von Dresden immer noch spricht. Ach nein, in ihm selber liegt schon die Quelle seiner Wirkung. Aber vielleicht kommt sie noch aus dunkleren Tiefen als aus seiner besonderen Eigenart allein.

Goethe hat die Kunst die Sprache des Unausprechlichen genannt. All unser Verlangen, daß man sie als eines unsrer wesentlichsten Güter pflege, stützt sich auf diese Auffassung im letzten Grund: unserer ganzen Kunstbewegung würde der feste Boden fehlen, wenn Kunst nur Luxus im Leben wäre, alleredelster Luxus sogar, aber wie jeder Luxus doch eben entbehrlicher. Kunst ist Sprache dessen, was sich anderswie nicht sagen läßt und was also, eingeschlossen im Einzelnen, wirkungslos vergehen müßte, teilt' es die Kunst nicht von einem zum andern mit. Und wir Menschen entwickeln uns aneinander: was von einem zum andern kommt, feimt auf günstigem Boden als Samen, fruchtet und säet sich weiter aus; an der Sprache für das Ohr wuchs der Menschengeist, an der Sprache für das Auge wächst er nicht minder; hier wie dort gab' es allmählich ein Verkümmern auch an den wertvollsten inneren Kräften, würden wir für die Sprache der Kunst taub und blind. Das ist's, was die Kunst unentbehrlich, was die Forderung nach ihrer Pflege zu einer sittlichen Forderung macht. Und nicht nur, wer etwas Neues sieht und uns das mitteilt, bereichert uns ja, sondern auch, wer etwas neu sieht und uns lehrt, zu fühlen, wie vor diesem Eindruck da noch keiner gefühlt hat. Neuland an fühlen und Schauen erobern uns unsre Genies, wir folgen ihnen und erwerben's uns durch eigene Arbeit, indem wir's zu neuen Ernten bebauen.

Aber bei diesem großen Gange der Kultur verlassen und verlieren wir auch, und was uns dabei abhanden kommt, ist nicht etwa nur Wertloses. Wir sind keine Algen, die sich an den Stein nur klammern um ein bißchen Halt, die sich nähren von dem, was sie unspült. Wir haften mit unentbehrlichen Wurzeln in unserm Volk, und auch das Beste, was droben die Krone ansetzt, wird nicht allein aus Sonne und Luft, braucht, wie verwandelt immer, dennoch auch aus den untersten Tiefen den Saft. Das Wertvolle, das noch ist, zu erhalten, das Wertvolle, das etwa verloren ward, wiederzugewinnen, daß all die lebendigen Gänge von der Wurzel zum Gipfel nicht verstopft seien und nicht zerrissen, daß wir bodenwüchsig im gesunden Zusammenhange bleiben mit der Natur,

mit unserer Natur — das ist, wenn das Erwerben von Neuland die eine Forderung ist, die andere große Forderung jeder Kultur, die echt ist.

Wenn wir bei Ludwig Richters Bildern verweilen, sieht uns eine Menge von Erscheinungen entgegen, die in der Wirklichkeit nicht mehr sind. Es ist, als wenn wir Schillers „Glocke“ lesen, heut, da kein Feuereimer mehr freist und nur in weltentrückten Winkeln vielleicht ein Geläut noch den Blitz zu brechen sucht. Wie viele von all den Dingen, die wir da sehen, sind verschwunden! Gewiß: größtenteils auf immerdar, weil sie verschwinden mußten, um nicht nur Stärkerem zu weichen, sondern auch Besserem. Nicht nur dem Einzelnen ist die Gewohnheit Amme, auch uns Menschen als einem Geschlechte ist sie's, und so sind wir gewiß geneigt, Vergangenen elegisch nachzutrauern, auch wo wir's nicht müßten, vielleicht nicht sollten. Aber wir sind als Menschen auch wieder des Wechsels vergnügt und also „neugierige“ Leute, sind des Neuen auch wieder froh, weil's eben was andres ist. Können wir den Widerstreit dieser zwei Strebungen besser schlichten, als indem wir jegliches verbrauchte Ding zwar verabschieden, aber doch erst, nachdem wir's recht genau daraufhin angesehen haben, ob es wirklich verbraucht ist? Und nun: war alles, was wir bei Richter noch finden, des Verlierens wert? Waren's alle diese Sitten und Gebräuche, die freundliche Symbole wie heitere Blumenghänge durch den nüchternen Alltag flochten? War es etwa auch das Richtersche Dorf, das wir, soweit es noch besteht, durch unser heutiges Bauen so fleißig zu vertilgen streben?

Doch das im äußerlichsten Sinne Stoffliche bei unserem Meister ist nicht das Wichtigste, was ich hier meine, nicht das ist das Wichtigste auf seinen Bildern, was sich darauf mit je einem Fingerstupsen zeigen und mit je einem Namen benennen läßt. Sondern die Gefühlswelt ist es, die in seinen Werken lebt. Wie Ludwig Richter alles empfindet, darin liegt's. Wie er Baum und Strauch, Aue und Wald, Hang und Hügel fühlt, wie er Stübchen und Hütte und Dorf und Straße fühlt und alles, was darinnen und darüber krecht und fleucht, wie sich das Menschenleben in seinem Empfinden spiegelt von der Kindheit bis zum Grabe und wie das Licht von droben sein Herz erhellt. Er hätte uns all das nicht ausdrücken können, wenn ihm für seine Bildersprache nicht ein schier unerschöpflicher Brunnen von Phantasie immer neue Gestalten heraufgesprudelt hätte. Das tat seine Kunst dazu, aber das Beste gab sein Menschen-Ich, und auch dieses hätte es nicht vermocht, wenn sich sein Volkstum nicht darin gesammelt hätte. Denn was sich da ausdrückt, sind nicht Empfindungen, die ein einzelner zum ersten Male für seine Mitmenschen entdeckt, sondern es sind Empfindungen, die Geschlechter auf Ge-

schlechter in sich erzeugt und erzogen hatten, deren sie wohl ein Jahrtausend lang genossen, aber ohne viel darauf acht zu geben, wie man als etwas ganz Selbstverständlichen der Lebensluft genießt, die wärmend den Sauerstoff ins Blut bringt. Wie ganz Wenige hat Richter diesen Gefühlen gleichsam Körper gegeben, hat er sie festgehalten für Aller Augen im Licht. Die Sprache lebte, er gab ihr gleichsam die Schrift, und mit der Festigung durch diese Schrift gab er dem Wehenden und Fließenden der Sprache wiederum Halt. So dürfen wir sagen: Was uns bis in die Herzkammern hinein aus seinen Bildern erwärmt, das sind letzten Endes doch die in all seinen Wellen tausendfach gebrochenen Strahlen der deutschen Sonne.

Man hat die Frage aufgeworfen: war denn Richter eigentlich ein Genie? Wenn man als Genies nur die Künstler bezeichnen mag, die Neuland erobern, das noch kein Fuß vor dem ihren betreten hat, so war er's schwerlich. Aber es gibt doch wohl auch Genies des Erhaltens und Genies, wenn man will, des Zurückeroberns. Es ist nicht ab-, es ist gar nicht zu überschätzen, was unser Volk in dieser Beziehung Ludwig Richter verdankt. Der Gelehrte der Zukunft wird in ihm einen Kulturschilderer der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sehen, der seinesgleichen nicht hatte. Unser Volk fühlt es unklar aber unmittelbar und stark vor dieses Mannes Arbeit: wie viel von dem Ältesten und Tiefsten, dem Reinsten und Besten des Deutschtums er zu bewahren, wiederzuheben und zu mehrten geholfen hat. Und wie die Formen des deutschen Lebens wechseln mögen, dieser Geist darf ja nie und nimmer vergehen, wenn unser Volk mitten in der Fülle des Neuen nicht verarmen soll.

\* \* \*

Unseren Bildern in einzelnen Begleitworte mitzugeben, wäre bei ihrer durchleuchteten Klarheit ein ganz überflüssiges, nein, ein störendes Ding. Richter ist volkstümlich im allerbesten Sinne; er weckt Gefühle, die jeder von seinen Vorfahren her, ein stilles Erbteil, in sich trägt als Saatkörner, die vielleicht in Staub und Asche liegen, doch aber keimen, wenn eine echte Wärme ruhig auf sie wirkt. So bedarf es keiner „Einstellung“, höchstens einigen wenigen „Wegräumens“ beim Betrachter. Wer die Bilder auf ihren technischen „Strich“ hin ansehen mag, wer sie auf die „geistreiche“ oder „nervöse Linie“ hin prüfen will oder auf die einwandfreie Korrektheit aller Einzelheiten, dieweil ihn etwa eine Verzeichnung bitterlich stört, — dem wird das vielleicht das erhebliche Bewußtsein verschaffen, ein überlegener kritischer Kopf zu sein, aber an dem Kern des Richterschen Wesens wird es ihn möglicherweise sachte vorbeiführen. Der Unbefangene dagegen hat den ja noch jederzeit ohne weiteres gefunden. Und er hat jederzeit außer den menschlichen Schönheiten, von



denen wir sprachen und die denn doch auch beim Künstler ja immer die höchsten bleiben, auch die eigentlich künstlerischen Schönheiten der Richterschen Blätter ohne weiteres genossen. Ist doch jedes Bildchen bei ihm in Wahrheit ein Bild, keine Skizze, und keine Studie, sondern eine abgewogene zeichnerische Komposition. Nebensächliche Teile gibt es darin nur in Rahmen- und Schmuckwerk, das Landschaftliche aber und das figürliche ist in jeder kleinen Gestaltung mit gleicher Liebe durchgeführt bis in alle Ecken hinein. In immer neuen Lösungen, wie verwandt die Motive sein mögen, gibt Richter geradezu verschwenderisch viel, im figürlichen sowohl wie im Landschaftlichen. Wer sich mit den einzelnen Gestalten z. B. seines Kindervölkchens in längerer Unterhaltung auf Du und Du stellen mag, wird da und dort aus dem Typischen heraus sehr individuell schöne sowohl, wie individuell charakteristische Geschöpflein sich entpuppen sehen, und wer, etwa mit einem abgrenzenden, quadratzollgroßen Ausschnitt aus dunklem Papier vor dem Auge, die Landschaften der Blätter im einzelnen durchgeht, wird wahrhaft entzückende Naturbilder oft auf ganz bescheidenen Seitenplätzchen entdecken. Und schließlich wird er, mein' ich, zu der Überzeugung kommen: wie viele vor Richter ähnliche Ziele verfolgt, wie viele neben ihm sie gesucht und im einzelnen auch gefunden, wie viele später ihm nachgeahmt haben, — das deutsche Volk hat seinesgleichen doch in den Jahrhunderten unserer Kunst seit Dürers Zeiten kein zweitesmal gesehen. Der Kunstgeist des „Marienlebens“ und des „Hieronymus im Gehäus“, die Richter so innig bewunderte und liebte, hat in den drei Jahrhunderten seither nichts Edleres geschaffen als durch ihn.





Digitized by the Internet Archive  
in 2014

<https://archive.org/details/ludwigrichtergab00aven>



Guck in die weite, weite Welt!





# Hausmusik

















Dein Reich komme.





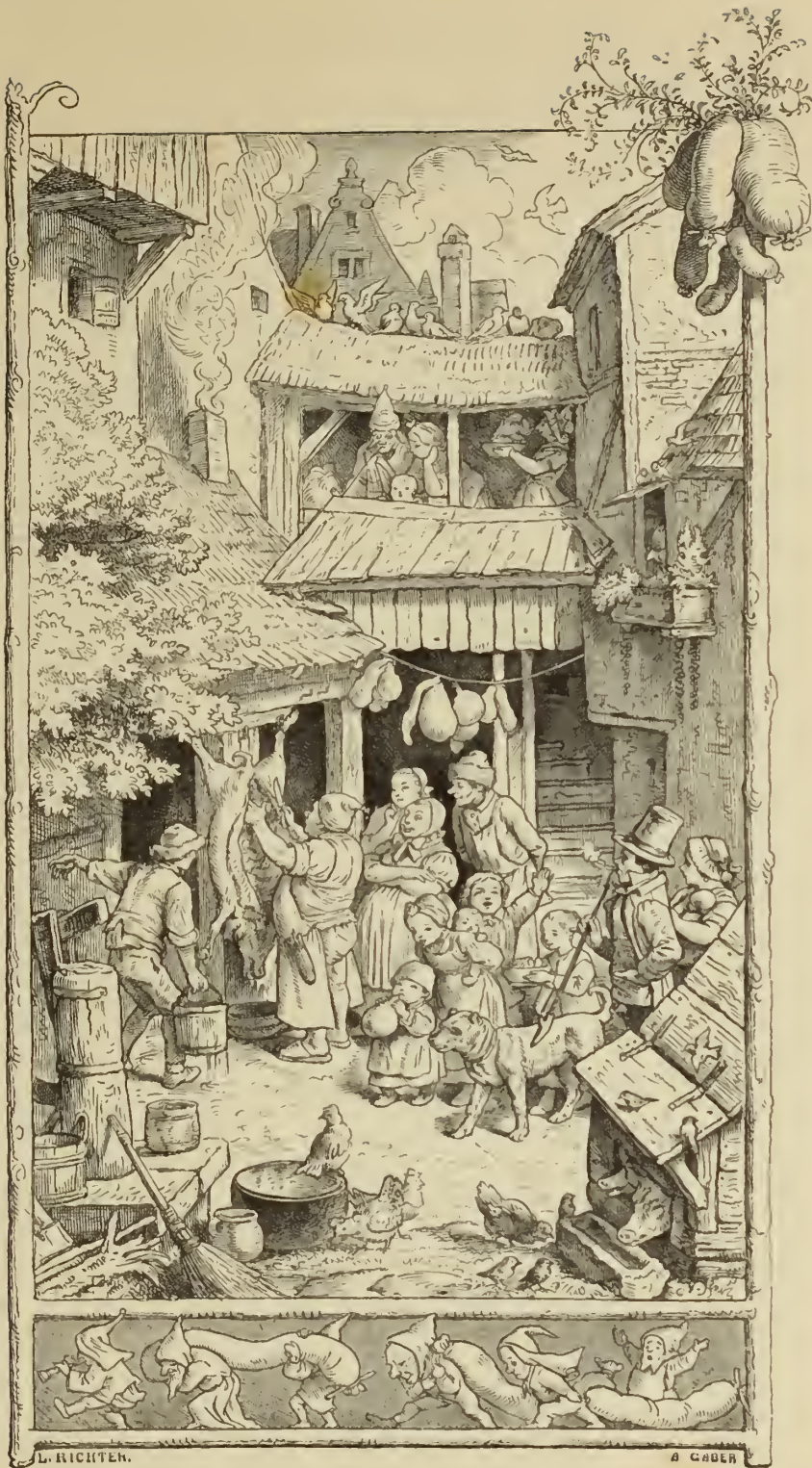


Alle Augen warten auf dich,  
du gibst ihnen ihre Speise zu  
seiner Zeit, du thust deine  
Hand auf und füllest alles  
mit Wohlgefallen!









Aus: Für's Haus — „Herbst“.







Auf der Wiese.





Morgentau.







### Psalm 65.

u krönest das Jahr mit  
deiner Güte:  
Und deine steige triefen  
von fett.  
Es triefen die Anger  
der weide:  
Und deine Hügel schmücken  
sich mit Lust:  
Die triffen bekleiden sich  
mit schaaten u. die Auen  
hüllen sich in Korn:  
Sie jauchzen u. singen.











Brautsug







Weine nur nicht, Helmchen!

Aus: für's Haus — „Winter“.









Der Besuch auf dem Lande.





Wanderschaft.









Heimweh.

## Inhaltsverzeichnis.

1. Such in die weite, weite Welt.  
Aus: für's Haus — „Frühling“.
2. Hausmusik.  
Aus: für's Haus — „Winter“.
3. Der Mond ist aufgegangen.  
Aus: „Vater Unser in Bildern“.
4. Pfingstzeit.  
Aus: für's Haus — „Sommer“.
5. Dein Reich komme.  
Aus: „Vater Unser in Bildern“.
6. Aller Augen warten auf Dich.  
Aus: „Unser tägliches Brot“.
7. Schlachtfest.  
Aus: für's Haus — „Herbst“.
8. Auf der Wiese.  
Aus: für's Haus — „Frühling“.
9. Morgentau.  
Aus: „Unser tägliches Brot“.
10. Psalm 65.  
Aus: für's Haus — „Sommer“.
11. Sonntagsmorgen.  
Aus: „Vater Unser in Bildern“.
12. Brautzug.  
Aus: für's Haus — „Frühling“.
13. Weine nur nicht, Helmchen.  
Aus: für's Haus — „Winter“.
14. Der Besuch auf dem Lande.  
Aus: „Der Sonntag in Bildern“.
15. Wanderschaft.  
Aus: für's Haus — „Frühling“.
16. Heimweh.  
Aus: für's Haus — „Winter“.





